

Hilfen für Familien in Krisensituationen

*Vom „Homebuilders Model“ über das „Families First Program“
zu Familienaktivierungs-Konzepten in der Bundesrepublik Deutschland*

1. Der Kontext der Entwicklung von Hilfen für Familien in Krisensituationen

Es gibt vielfältige Beratungseinrichtungen und soziale Dienstleistungen, die für Familien und Kinder/Jugendliche unterstützende Maßnahmen bereitstellen: Angebote, die sich auf die einzelnen Kinder und Jugendlichen beziehen (heilpädagogische Einrichtungen, verschiedene Formen von Tagesbetreuung wie Horte und Kindergarten, Soziale Gruppenarbeit, Intensive Sozialpädagogische Einzelbetreuung, Frühförderung, Hausaufgabenhilfen, Einzeltherapien usw.), auf die ganze Familie, wie z.B. Beratung durch Allgemeine Sozialdienste und Spezialdienste des Jugendamtes, Erziehungsberatung, vielfältige Gruppen- und Therapieangebote, Elternbildungsveranstaltungen, Selbsthilfegruppen usw. Aber für manche Familien, deren Schwierigkeiten sich auf mehrere Lebensbereiche beziehen, beginnend mit knappen Ressourcen in der materiellen Versorgung, reichen diese Angebote nicht aus, bzw. sie können von den Familien aus verschiedenen subjektiven und objektiven Gründen nicht genutzt werden. Für die mehrdimensionale Unterstützung von Familien in gravierenden Unterversorgungslagen ist Sozialpädagogische Familienhilfe (SPFH) entstanden (HELMING/SCHATTNER/BLÜML 1997). Vor der Entwicklung Sozialpädagogischer Familienhilfe schienen die Trennung von den Eltern und die Fremdunterbringung die einzige Möglichkeit, um in diesen Familien das Wohl von Kindern zu sichern, da die Betreuung durch die Bezirkssozialarbeit meist nicht ausreichend war. Eine Grenze der Hilfeform SPFH liegt aber vor allem in einer unzureichenden kurzfristigen Verfügbarkeit in Krisensituationen.

In einer Bestandsaufnahme des Deutschen Jugendinstituts (DJI) zur Sozialpädagogischen Familienhilfe in Bayern nannten 125 BezirkssozialarbeiterInnen u.a. als Nachteile der SPFH: lange Wartezeiten bei Bedarf, unzureichende Verfügbarkeit; keine Flexibilität des Einsatzes bei Krisen; zu viel Bürokratie, bis SPFH zum Einsatz kommt (BLÜML/HELMING/SCHATTNER 1994). In den Aussagen der BezirkssozialarbeiterInnen wird deutlich, daß vor allem familienunterstützende Dienste fehlen, die sehr schnell einsetzbar sind. Durch die eingeschränkten personellen Kapazitäten und die Langfristigkeit der SPFH, die wiederum die Kapazität auf längere Dauer bindet, ist ein sofortiger Einsatz in akuten Krisen nicht gewährleistet. Kriseninterventionen bestanden in der Bundesrepublik bisher hauptsächlich in der Herausnahme von Kindern aus ihrer Herkunftsfamilie. Eine Untersuchung über aktuelle Probleme der Heimerziehung in Rheinland-Pfalz kommt zum Ergebnis, „daß Anfang der 90er Jahre zwei Drittel der

Fälle [der in Heimen untergebrachten Kinder; d.Vf.] Kriseninterventionen oder kurzfristige Unterbringungen waren. Gerade in diesen Fällen bestehen, sofern geeignete ambulante und präventive Maßnahmen der Jugendhilfe zur Verfügung stehen, für die am Entscheidungsprozeß beteiligten ExpertInnen Handlungsspielräume, zum Wohl der Kinder entscheiden zu können“ (HAMBURGER/MÜLLER/PORR 1994, S. 199).

Um dem Mangel vor allem an geeigneten *ambulant*en Maßnahmen in Krisensituationen abzuhelpen und um Heimunterbringungen zu reduzieren, wurden aus den USA Konzepte von familienunterstützenden Kriseninterventionen importiert.¹ Es entstanden Dienste wie bspw. „FAM – Familienaktivierungsmanagement“, „FIM – Familie im Mittelpunkt“ und andere, die sich anlehnen an die amerikanischen „Family Preservation Services“ („Familien-Erhaltungs-Dienste“), wie z.B. das „Homebuilders Model“ und vor allem das daraus entwickelte „Families First Program“. Die Grundprinzipien dieser Dienste sind gleich: Sie werden in Familien eingesetzt, in denen eine Fremdplatzierung unmittelbar bevorsteht; zumindest ein Erwachsener aus der Familie muß zur Mitarbeit bereit sein, und die Familie muß sich binnen kurzer Zeit für eine Annahme der Hilfe entscheiden. Wenn die Arbeit begonnen hat, sind die FamilienarbeiterInnen 24 Stunden lang jeden Tag in der Woche für die Familie verfügbar. Die Arbeit in der Familie kann zwischen fünf Stunden und 25 Stunden pro Woche betragen. Die Hilfe ist ein Kurzzeitprogramm, sie dauert vier bis sechs Wochen. Interventionen finden in der familiären Umgebung statt, da auf diese Weise alle Familienmitglieder einbezogen sind, auch wenn sich einzelne nur im Hintergrund aufhalten und nicht aktiv mitarbeiten (KINNEY u.a. 1991). Weitere Stichworte zur Charakterisierung sind: Mehrdimensionalität des Ansatzes, Bezug auf die ganze Familie und Ressourcenorientierung.

Diese Dienste sollen zu einer bedarfsgerechten Ausdifferenzierung der Hilfen zur Erziehung im SGB VIII – Kinder- und Jugendhilfegesetz – beitragen in Ergänzung zum gegenwärtigen Spektrum der Hilfen in den §§ 28 – 35a. Der § 27 des Kinder- und Jugendhilfegesetzes, der die Grundlagen der Hilfen zur Erziehung definiert, erlaubt durch seine Formulierungen („Hilfe zur Erziehung wird insbesondere nach Maßgabe der §§ 28 bis 35 gewährt. ...“, Abs. 2; und: „Hilfe zur Erziehung umfaßt insbesondere die Gewährung pädagogischer und damit verbundener therapeutischer Leistungen ...“, Abs. 3) die Flexibilisierung und Weiterentwicklung der Hilfen und die „Erfindung“ neuer Angebote, die allerdings den Hilfen nach §§ 28 ff. vergleichbar sein müssen: „Auch wenn der Rechtsfolgenkatalog der §§ 28 bis 35 nicht abschließend ist, so ermöglicht er doch nur solche Rechtsfolgen, die ihrer Art nach mit den geregelten Hilfearten vergleichbar sind und nicht an anderer Stelle des Gesetzes als eigenständige Leistungstatbestände geregelt sind“ (WIESNER u.a. 1995, S. 297).

1 Teilweise werden diese Programme – und die entsprechende Ausbildung – auch aus den Niederlanden bezogen, wo die amerikanischen Konzepte bereits seit längerem umgesetzt werden.

2. „Philosophie“ und Arbeitsprinzipien der Kriseninterventionsprogramme

Der Ursprung dieser Art von Hilfe liegt im „Homebuilders Model“ (KINNEY u.a. 1991). Dieses entstand in den USA als Angebot an Familien, in denen ein Sorge-rechtsentzug und damit eine Fremdunterbringung von Kindern unmittelbar notwendig erschien, um schnell und auf eine kostengünstige Art die Familie so zu unterstützen, daß die Kinder doch weiter zuhause leben können. Als Ausgangspunkt des „Homebuilders Model“² werden von KINNEY u.a. Überzeugungen angegeben, die das Verhalten der BeraterInnen mitbestimmen sollen: „Wir haben in bezug auf Menschen einige Überzeugungen, die uns helfen, positiv gegenüber Familien zu empfinden, die zunächst einen negativen Eindruck machen. Wir glauben, daß solche Überzeugungen sich in alle möglichen verbalen und nonverbalen Verhaltensweisen übersetzen, die die Entwicklung von Vertrauen und Partnerschaft verhindern oder unterstützen.“ (1991, S. 58ff.)³ Typisch für alle diese Ansätze ist, daß weniger Wert gelegt wird auf die Grundlegung der Arbeitsprinzipien durch wissenschaftliche Theorien, sondern es werden – mit Erfahrung unterfütterte – „Glaubenssätze“ formuliert, die bestimmte Werthaltungen als Grundprinzipien der Arbeit festlegen, und es steht eine – meist sehr ähnliche – „Menschenrechtserklärung“ am Beginn der Konzepte. In den Glaubenssätzen, die das positive Menschenbild der humanistischen Psychologie aufgenommen haben, geht es um die Überzeugung, daß Menschen aktive Gestalter ihres Lebens sind, daß sie sich immer verändern können und daß die Akzeptanz und Wertschätzung von KlientInnen wichtigste Arbeitsgrundlage der BeraterInnen ist. Diese Haltung steht in einer Tradition von „Hilfe zur Selbsthilfe“ und beinhaltet tendenziell die voluntaristische Maxime: „Du kannst, wenn du willst“. Sie ist primär auf Selbstverantwortung gerichtet. Der Glaube an das Individuum und seine „Selfmade-Möglichkeiten“ wird ergänzt durch die Überzeugung, daß Freiheit und Toleranz soziale und verantwortungsvolle Menschen schaffen (s. auch RUESCH/BATESON 1995, S. 123).

Diese Ansätze stehen im Zusammenhang auch mit der Entwicklung systemisch-konstruktivistischer Sichtweisen (und daraus abgeleiteter Vorgehensweisen), in denen sich der gleiche Optimismus hinsichtlich Veränderungsmöglichkeiten und ein lösungsorientierter Pragmatismus finden. Die Betonung der individuellen Selbstverantwortung führt dazu, daß der gesellschaftliche Kontext – die soziale Benachteiligung – nicht thematisiert wird. Es wird nur die Gemeinsamkeit aller Bürger – im Sinne des „Wir alle haben Probleme“ – hervorgehoben, wie bspw. im ersten Glaubenssatz des „Homebuilders Model“, der sinngemäß folgendermaßen lautet: *Es gibt mehr Ähnlichkeiten zwischen KlientInnen und BeraterInnen als Unterschiede*. Alle brauchen manchmal Hilfe, alle werden ärgerlich, alle sind manchmal unfair; wir leben alle in Räumen, die ab und zu dreckig und unordentlich werden, usw. (KINNEY u.a. 1991, S. 59). Der nachdrückliche Hinweis auf die existentielle Gleichheit der Menschen soll die BeraterInnen davor schützen, den KlientInnen gegenüber überheblich zu werden, sie zu

2 Die im folgenden dargestellte „Philosophie“ gilt entsprechend auch für die aus dem „Homebuilders Model“ entwickelten Ansätze, die weiter unten dargestellt werden: „Families First Program“, „FAM – Familienaktivierungsmanagement“, „FIM – Familie im Mittelpunkt“.

3 Dieses und auch die übrigen Zitate aus diesem Buch wurden von der Verfasserin übersetzt.

verachten, und ist durchaus sinnvoll als grundsätzliche Haltung in der konkreten Begegnung. Aber sie wird problematisch, wenn durch sie der Unterschied der (Macht-)Positionen, der bedingt ist durch soziale Ungleichheit, durch Armut und Rassismus, unterschlagen wird.

Auch die weiteren Glaubenssätze des „Homebuilders Model“ sind unverkennbar der humanistischen Psychologie entlehnt: (a) *Jeder tut das Beste, was er kann*, innerhalb der Grenzen, die durch seine Fähigkeiten, Intelligenz, Geschichte, Umgebung, Einkommen, Energie-Niveau, die Fähigkeiten der Menschen seines sozialen Netzes, seine Gesundheit und sein Wissen von seinen Möglichkeiten gesetzt sind. (b) *Motive sind im allgemeinen positiv*. Die meiste Zeit haben die Leute nicht die Absicht, einander zu verletzen. Aber andererseits sind die Menschen sehr verletzlich und können leicht ohne Absicht verletzt werden, da es viele Mißverständnisse in der Kommunikation gibt. Aufgabe der BeraterInnen ist es, in Kontakt mit den positiven Intentionen zu bleiben und nicht mit den negativen Resultaten. (c) *Die meisten Familienmitglieder mögen einander*, wobei das oft unter Schichten verborgen liegt. BeraterInnen müssen sehr aufmerksam sein, um die Sehnsucht nach Nähe und gegenseitiger Anerkennung wahrnehmen zu können; aber je mehr sie daran glauben, desto eher werden sie dazu fähig.

Aus den Glaubenssätzen werden im „Homebuilders Model“ – ähnlich wie in den anderen Diensten – die folgenden *Arbeitsprinzipien* abgeleitet: (a) Der „Job“ der BeraterInnen ist es, Hoffnung einzusetzen, denn man kann nicht im voraus wissen, ob eine Situation hoffnungslos ist. Erfolg oder Mißerfolg kann man nicht vorhersagen. (b) Die KlientInnen sollen so viel Bestimmungsmacht wie möglich über den Prozeß der Intervention haben, da sie als ExpertInnen für die eigene Situation angesehen werden. „Wir glauben, es ist eher unsere Aufgabe, den KlientInnen zu helfen, selber ihr Leben unter Kontrolle zu haben als für sie Kontrolle über ihr Leben zu übernehmen. ... Schließlich ist es das wichtigste, sie zu befähigen (*to empower*), damit sie mit ihren eigenen Problemen fertigwerden können“ (KINNEY u.a. 1991, S. 63). (c) Es ist hilfreich, zuzugeben, nicht alles zu wissen: „Wir haben unser Leben nicht gelöst, und wir werden ihres nicht lösen“ (ebd., S. 66). Wenn BeraterInnen in der Lage sind, die eigenen Grenzen zuzugeben, lassen sie die Verantwortung bei den KlientInnen; gibt man die allwissende Fassade auf, wird man glaubwürdiger. (d) BeraterInnen müssen wissen, daß sie Schaden anrichten können (ebd.).⁴ – Diese Ansätze gehen davon aus, daß Familien/Familienmitglieder (oft verborgene) Fähigkeiten und Stärken haben, die die BeraterInnen gemeinsam mit ihnen herausfinden und weiterentwickeln sollten.

3. Das „Families First Program“ und seine Umsetzung in der Bundesrepublik

Aus dem „Homebuilders Model“ hat sich das „Families First Program“ abgespalten, das nach gleichen Prinzipien arbeitet. „1988 wurde [im Staat Michigan, USA; d.Vf.] erstmals mit dem ambulanten Programm *Family Focus* (heute *Families First*) als Projekt begonnen. 1993 konnte *Families First* in allen Counties angefragt werden.“ (RÖMISCH 1997, S. 2). In Deutschland wird dieses Programm

4 Ähnliche Sätze stellen die „Families First“-Ansätze auf; s. dazu KNIJFF 1996, S. 213; auch KLEIN/RÖMISCH 1997, S. 149.

u.a. unter dem Namen „FAM – Familienaktivierungsmanagement“ von der Jugendhilfeeinrichtung Stiftung Hospital St. Wendel im Saarland erprobt (KLEIN/RÖMISCH 1997). Die Stiftung Hospital St. Wendel hat sich vom „Families First Program“ Michigan autorisieren lassen, das Programm in der Bundesrepublik Deutschland modellgetreu zu verbreiten, und führt eine Ausbildung für andere interessierte Einrichtungen und Fachkräfte durch. Die Lizenzierung eines gesamten Programmpaketes ist ungewohnt in der Sozialen Arbeit im deutschsprachigen Raum und mutet fremd an. Begründet wird sie damit, daß die bisherige Form erfolgreich sei, und zwar nur als komplettes Paket.⁵ Daneben gibt es Träger, die unabhängig vom „Families First Program“ in Michigan Dienste mit ähnlichem Konzept zu entwickeln versuchen, bspw. in Hamburg der „Landesbetrieb Erziehung und Berufsbildung“ (LEB), eingebunden in ein regionales Kinder- und Familienhilfezentrum (KLUGE 1996). Im Frankfurter Raum werden Dienste entwickelt, ausgehend von dem Konzept „FIM – Familie im Mittelpunkt“ von GEHRMANN/MÜLLER (1997); die MitarbeiterInnen werden mit niederländischen Trainern ausgebildet. Zudem werden – angeregt durch das „Families First Program“ – Konzepte entwickelt, die eine Mischung aus Kurzzeitintervention und der längerfristigen Betreuung in der Sozialpädagogischen Familienhilfe darstellen (FEDDELER/WÜRFEL 1997). – Im folgenden wird exemplarisch anhand des Konzepts von „FAM – Familienaktivierungsmanagement“ kurz umrissen, wann und in welchen Familien diese Maßnahmen zum Einsatz kommen.

Der Dienst ist grundsätzlich ein *Kriseninterventionsansatz*.⁶ In einem intensiven sechswöchigen Training sollen die Stärken und Fähigkeiten der Familien aktiviert und die Familien in unterstützende Strukturen im Gemeinwesen vernetzt werden (in zwei Drittel der betreuten Fälle wurde nach FAM eine Sozialpädagogische Familienhilfe eingerichtet; RÖMISCH 1997, S. 9). Es werden die folgenden Ausschlußkriterien angegeben: Die Eltern bestehen auf einer Fremdplatzierung des Kindes, oder die Kinder wollen selbst auf keinen Fall in der eigenen Familie weiterleben; die Probleme sind so gravierend, daß eine akute massive Gefährdung des Kindes wahrscheinlich ist (sexueller Mißbrauch, Gewalt); es gibt eine akute Suizidgefährdung der Eltern; die Probleme sind durch eine schwere psychische oder physische Erkrankung der Eltern verursacht, die sie daran hindert, ihre Elternrolle wahrnehmen zu können (ebd., S. 5). Beim Einsatz von FAM wird also vorausgesetzt, daß die Sicherheit der Kinder grundsätzlich gewährleistet ist, wobei es hierfür keine eindeutigen Kriterien gibt. Zudem muß mindestens ein Elternteil kooperationsbereit sein (KLEIN/RÖMISCH 1997). Erklärtes Ziel der Ansätze ist es, „die Herausnahme von Kindern aus ihren Familien und die damit verbundene Fremdunterbringung zu vermeiden. Betroffene Familien sollen durch eine kurze und intensive Betreuung wieder soweit gestärkt werden, daß ihr Zusammenbleiben ermöglicht wird“ (KLEIN/RÖMISCH 1997, S. 148). Das steht deutlich im Gegensatz zu Konzepten der Sozialpädagogischen Familienhilfe, die sich oft – aus Angst, darauf festgelegt zu werden – „vornehm“ dabei zurückhalten, die Vermeidung von Fremdplatzierung als ein Ziel zur Sprache zu bringen – auch

5 Allerdings ist eine Art Lizenzierung üblich in der Therapie-Ausbildung, die meist von bestimmten Instituten und Landesvereinigungen durchgeführt wird, die damit Standards setzen wollen (zur Problematik dieser Lizenzierung s. unten, Abschnitt 7).

6 Inzwischen wird vom FAM-Dienst als weitere Arbeitsform auch ein zweiwöchiges „Clearing“ in Familien angeboten, „wenn es darum geht, Problemstellungen und Ressourcen in einem Familiensystem deutlicher herauszuarbeiten, um anschließend die Hilfeplanung effektiver gestalten zu können.“ (Römisches 1997, S. 7) Zudem wird die Begleitung einer Rückführung mit FAM als hilfreiche Möglichkeit angeboten. Langfristig soll FAM ebenfalls im stationären Setting eingesetzt werden, um während des Heimaufenthalts mit den Eltern an der Rückführung der Kinder zu arbeiten (ebd., S. 8).

wenn diese oft ein Ergebnis der Arbeit ist.⁷ Die Situation der drohenden Fremdplazierung wird als Krise positiv gesehen, da der Druck wahrscheinlich macht, daß sich die Eltern – wenn sie zu dieser Hilfe bereit sind – schnell verändern.

Eine Gefahr bei diesem Krisenansatz sehe ich darin, daß der Ausgangspunkt „Krise“ manchmal von TherapeutInnen und BeraterInnen allzu emphatisch gesehen wird („Prima, eine Krise!“). Dabei wird vergessen, daß Krisen zumeist äußerst leidvolle Situationen für die Beteiligten sind, die auch in Destruktivität und menschliche Katastrophen umschlagen können. Krisen sind nicht immer Wendezeiten für positive Veränderungen. Veränderung kann auch in langsamen und weniger schmerzlichen Schritten geschehen. Unter bestimmten Bedingungen kann aus der Not eine Tugend gemacht werden, aber die Not in eine Tugend umzudefinieren, halte ich für bedenklich; es geschieht eine Umkehrung: Man verläßt den Standpunkt der KlientInnen und gerät zu sehr in die Funktionslogik der eigenen Profession (s. dazu auch HELMING/SCHATTNER/BLÜML 1997, S. 427ff.). Wenn aber Eltern eine Fremdplazierung ihrer Kinder wirklich verhindern wollen und deshalb zu einer Zusammenarbeit bereit sind, dann ist in vielen Fällen mit entsprechender Unterstützung wirklich aus der Not eine Tugend zu machen: Durch den Druck des „Entweder – oder“ entsteht eine Ernsthaftigkeit der Lage, die die Übernahme von Verantwortung durch Eltern erleichtert, es geht um ihre Lebenspläne und die weiteren Wege von ihnen und ihren Kindern. In Familien, die FAM erhalten, sind oft viele Hilfeversuche vorher gescheitert. Die Familien haben lange, chronifizierte Leidensgeschichten hinter sich, meist ist das Leben schon mindestens seit drei Generationen sehr konflikthaft und schwierig, es war oft verknüpft mit Armut, Gewalttätigkeit, Alkohol und sexuellem Mißbrauch. Die Kinder sind sehr erschöpft von ihren Lebensumständen, und FAM klärt in gewisser Weise, wie weit die „Ausstoßung“ eines Kindes bereits fortgeschritten ist bzw. wie stark und wie tragend die Bindungen zwischen Eltern und Kindern noch sind.

Ein Fallbeispiel⁸: Es handelt sich um eine Kernfamilie mit einem drei Jahre alten Kind. Zwischen den Eltern gibt es häufige gewalttätige Auseinandersetzungen. Die Mutter, die aus der Mittelschicht kommt, war durch Alkohol sozial abgerutscht, sie hatte sich eine Zeitlang prostituiert. Ihr Ehemann hat ebenfalls eine schwierige Lebensgeschichte hinter sich: Er stammt aus einer vielköp-

7 In der Bestandsaufnahme des DJI zur Sozialpädagogischen Familienhilfe in Bayern (BLÜML/HELMING/SCHATTNER 1994) wurde bei einem Drittel der Familien von den FamilienhelferInnen bejaht, daß Sozialpädagogische Familienhilfe als Alternative zur Fremdplazierung eingesetzt wurde. Laut Statistischem Bundesamt waren 1994 in 15% der Familien, die Sozialpädagogische Familienhilfe erhielten, Kinder bereits fremduntergebracht. In der fachlichen Diskussion um die Sozialpädagogische Familienhilfe wird aber immer wieder davor gewarnt, SPFH als Funktion zur Vermeidung von Fremdplazierung wahrzunehmen und dieses offensiv zu vertreten: Wenn die Hilfe als ein mit der Familie unternommener Zielfindungs- und Problemlösungsprozeß verstanden wird, in dem nur gemeinsam mit der Familie Lösungswege gefunden werden können, dann kann auch eine gut begleitete Fremdplazierung die Folge sein. Es ist aber deutlich öfter der Fall, daß SPFH tatsächlich Kindern den Lebensraum zu Hause bei den Eltern erhalten hilft, und es wird von der Praxis manchmal eine Möglichkeit der Legitimation der eigenen Arbeit verschenkt, wenn dies nicht als Erfolg der Hilfe offensiv und selbstbewußt vertreten wird, ohne Angst, darauf festgelegt zu werden.

8 Dieses Beispiel stammt aus einem Interview der Verfasserin mit GERD-RÜDIGER MAY, der in FAM tätig ist.

figen Familie mit einem gewalttätigen, alkoholabhängigen Vater. Er steht, was die soziale Schicht seiner Herkunft betrifft, „unter“ seiner Frau, was zu heftigen Konflikten in der Ehe führt. Sie haben geheiratet wegen des Kindes, das aber im Alter von zwei Jahren in einer Pflegefamilie untergebracht wird, dann nach einem Jahr zurückkommt. Die Familie erhält zur Begleitung der Rückführung Sozialpädagogische Familienhilfe. Da die Mutter sich von der Familienhelferin, die einen neutralen Standpunkt einzunehmen versucht, zu wenig unterstützt fühlt gegen die Gewalt ihres Mannes und darüber enttäuscht ist, scheitert Familienhilfe, es steht eine erneute Fremdplatzierung des Kindes an. Die Familie erklärt sich bereit zu FAM. Nun wird mit der Familie intensiv an Lösungsmöglichkeiten gearbeitet: Die Eltern werden auf vielen Ebenen ermutigt, sich die Zirkel der Gewalt bewußt zu machen, und es werden mit ihnen – im Interesse der Sicherheit des Kindes – Strategien ausgearbeitet, wie sie gewalttätige Eskalationen unterbrechen können.

4. Vorgehensweisen der Kriseninterventionsansätze

Im folgenden wird, ebenfalls beispielhaft, der Arbeitsansatz von „FAM – Familienaktivierungsmanagement“ dargestellt, da die anderen Dienste sehr ähnlich vorgehen; ergänzt wird dieses an einigen Stellen durch Aussagen aus dem Konzept von „FIM – Familie im Mittelpunkt“ und den niederländischen „Families-First“-Ansätzen.

(1) *Zeitliche Strukturierung*: Das Familienaktivierungsmanagement FAM ist grundsätzlich beschränkt auf ein sechswöchiges Programm. Die klar vorgegebene Zeitdauer der Hilfe soll dabei helfen, ein Tempo der Veränderung als auch eine gewisse Drucksituation und Strukturiertheit des Vorgehens aufrechtzuerhalten, und ist ungewöhnlich für Beratungsarbeit im deutschsprachigen Raum. „Erfahrungen in den USA haben gezeigt, daß eine Ausdehnung des Programms auf zehn oder zwölf Wochen keine besseren Ergebnisse brachte. Die Intensität der Arbeit ist nur über einen befristeten Zeitraum für die Familien durchzuhalten“ (RÖMISCH 1997, S. 5). In dieser Zeit soll die Krise soweit unter Kontrolle sein, daß die Kinder ohne Gefährdung weiterhin in der Familie leben können und die Familie in andere Hilfen eingebunden worden ist. Von einer FAM-ArbeiterIn⁹ mit einer Vollzeitstelle werden maximal zwei Familien betreut. Die Familien werden pro Woche nach Bedarf zwei- bis viermal besucht, der Zeitaufwand beträgt zwischen acht und 15 Stunden pro Woche. „Diese Zeiten können sich jedoch je nach Bedarf der Familie verändern“ (ebd.). Ein wesentlicher Teil des Konzepts ist eine *Ruf- und Abrufbereitschaft* der FAM-ArbeiterIn rund um die Uhr, der ein Handy zur Verfügung steht. Die ständige Erreichbarkeit (die Familie kann jederzeit anrufen, auch nachts und am Wochenende, und auch jederzeit ihre BetreuerIn bitten, zu ihr zu kommen), ist wie ein aufgespanntes Netz, durch das Familien Veränderungen eher wagen können; sie ist zudem ein Mittel, um die Gefährdung für die Kinder zu mindern und um in einer aktuellen Krise – wobei es oft um Gewalt geht – schnell handeln zu können. Die ständige Verfügbarkeit der FAM-ArbeiterIn ist eines der wichtigsten Mittel des Krisenmanagements. Der umfassende Bereitschaftsdienst der MitarbeiterInnen wirft allerdings die Frage auf, wie lange dieser durchgehalten werden kann: „Wie lange ist ein FF-[i.e. Families First]-Mitar-

9 Die „einfachen“ MitarbeiterInnen der FAM-Dienste werden „FAM-ArbeiterInnen“ genannt, der Terminus „FAM-BeraterIn“ ist im Programm selber den LeiterInnen und SupervisorInnen/PraxisberaterInnen der jeweiligen Dienste vorbehalten.

beiter in der Lage, auch schwierigen Familien wohlwollend, im ressourcenorientierten Sinne zu begegnen? Wie lange ist er dieser Arbeit überhaupt gewachsen?“ (LINDEMANN/FUNK 1997, S. 418; zu den arbeitsrechtlichen Problemen s. unten, Abschnitt 5).

(2) *Grundsätze des Vorgehens*: Ausgangspunkt der Maßnahmen sind „Menschenrechtserklärungen“, die den grundsätzlichen Respekt vor den Familien ausdrücken sollen. Alle Beteiligten und Institutionen setzen sich an einen Tisch, um möglichst schnell zu klären: Was ist notwendig, um eine Fremdplazierung zu vermeiden? Wann und unter welchen Umständen wird eine Fremdplazierung als unvermeidlich angesehen? Transparenz wird dadurch erleichtert, daß die Fremdplazierung als Option sehr klar im Raum steht, die Familien werden also durchaus auch mit den negativen Einschätzungen anderer Institutionen konfrontiert. Gleichzeitig werden die verschiedenen Beteiligten gefragt, welche Stärken und Ressourcen sie in der Familie sehen und wie sie sich eine konkrete Veränderung vorstellen. Skalierung ist ein wichtiges Mittel, um die Einschätzung zu konkretisieren (s. dazu auch BERG 1992; BERG/DE SHAZER 1993). Die Familie soll sich bzw. ihre aktuelle Befindlichkeit bspw. auf einer Skala von 0 (die Familie fühlt sich am Boden) bis 10 (es geht ihr blendend) einordnen. In einem zweiten Schritt soll sie überlegen, wie und mit welchen Schritten sie z.B. nach „vier“ oder „fünf“ kommt, wenn sie sich auf der Skala auf „drei“ eingestuft hat. Die anderen Beteiligten sollen diese Bewertung ebenfalls vornehmen. Dieses sehr einfache Mittel hilft, konkrete erste Lösungsideen zu entwickeln, und unterstützt eine deutliche Handlungsorientierung. Es kann auf diese Art und Weise jenseits jeder Diagnose von Pathologie auf der Basis der unterschiedlichen Einschätzungen der Fachkräfte und der Familienmitglieder selber ein realistisches Bild der jeweiligen Familie gezeichnet werden, das Prozesse erlaubt: Wie – unter welchen Umständen – ist die Familie/sind die einzelnen Familienmitglieder oben bzw. können sie sich verbessern? Wann – unter welchen Umständen – ist die Familie/sind die einzelnen Familienmitglieder ganz unten?

Das Konzept des Familienaktivierungsmanagements der Ev. Jugendhilfe München (EVANGELISCHE JUGENDHILFE 1997) hat ein folgendermaßen gegliedertes Verlaufsmodell dieser Hilfe entwickelt: „1. Anfrage des Jugendamtes – Abtlg. Familienergänzende Hilfen (Abklärung der Eignung von FAM), 2. Erstkontakt mit der Familie (Klärung der Voraussetzungen für FAM innerhalb von 24 Stunden), 3. Annahme (Abklärung der zukünftigen Arbeitsbasis), 4. erste Interventionen, 5. Assessment (Einschätzung der Situation unter Einbeziehung der Sichtweisen von Familie und FAM-MitarbeiterIn anhand von Zahlenskalen), 6. Entwicklung von Zielen mit der Familie (Beschreibung kurz- und mittelfristiger Zielvorstellungen bezogen auf die Gesamtsituation), 7. Entwicklung des Lösungsplans mit Innen- und Außensystem (Praktische Operationalisierung), 8. Weiterarbeit (Entwicklung der Folgeprogramme während der sechs Wochen und deren Realisierung), 9. Beendigung und Auswertung.“

FAM ist in der Bundesrepublik eingefügt in das Hilfeplanverfahren: Es gibt ein Erstgespräch, eine Zwischenkonferenz und ein gemeinsames Abschlußgespräch mit Fachkräften der öffentlichen Jugendhilfe. Bei Ende der Hilfe wird von der FAM-ArbeiterIn für das Jugendamt ein Bericht erstellt, der das Geschehen zusammenfaßt hinsichtlich der Ausgangslage, des Familienkontextes und der Auftragsituation. Dargestellt werden die erfolgten konkreten Interventionen und die Ergebnisse: Wie ist die Familie vernetzt worden, welche Ressourcen werden in ihr gesehen, welche Veränderungen sind festzustellen? Zum Abschluß wer-

den Vorschläge für weiterführende Hilfen gemacht. GEHRMANN/MÜLLER, die sich seit längerem sehr enthusiastisch mit diesen Konzepten beschäftigen (1996a)¹⁰ und von „FIM – Familie im Mittelpunkt“ sprechen, fassen das praktische Vorgehen in fünf Schritten zusammen (S. 75): Kontaktaufnahme, Krisendämpfung, Zukunftsplanung, Verhaltensmodifikation, Erfolgskontrolle. Der letzte Punkt verweist auf eine in die Programme eingebaute Evaluation der Arbeit, die in der bundesrepublikanischen Sozialen Arbeit noch keineswegs selbstverständlich ist (s. unten, Abschnitt 6).

(3) *Methodische Elemente*: Die Vorgehensweisen integrieren verschiedene Methoden und Techniken: Auf der Basis von Lösungsorientierung, systemischen Sichtweisen und Methoden aus der Verhaltenstherapie werden Arbeitsweisen von Beratung, Therapie, Krisenintervention, Training, Moderation und Vernetzung verknüpft (s. EVANGELISCHE JUGENDHILFE 1997). Grundlage der Arbeit sind konstruktivistische Annahmen, die in Methoden wie „Aktives Zuhören“, „Ich-Botschaften“ Ausdruck finden. KINNEY u.a. (1991) setzen diese Annahmen u.a. in folgende Hinweise über Kommunikation um, die sich ähnlich auch in den „Families First“-Ansätzen finden:

(a) Die wichtigste Maxime ist, daß grundsätzlich Verhalten und Handlungen beschrieben werden, nicht Eigenschaften von Personen als festgelegte Zustände, denn aus der Beschreibung von Handlungen können neue Handlungen abgeleitet werden. Soziale Dienste könnten sich bspw. fragen, anstatt eine Mutter als „unfähig zur Kooperation“ zu klassifizieren, unter welchen Umständen sich diese Mutter nicht-kooperativ verhält, bzw. sie könnten die Mutter selber fragen, warum sie ablehnend handelt, oder selbstkritisch überlegen, ob das Verhalten der Mutter nicht auch Resultat des Umgangs mit ihr ist. (b) Beobachtungen anzustellen, anstatt Schlußfolgerungen zu ziehen oder Urteile abzugeben, wird als weitere Regel von KINNEY u.a. aufgestellt: „Warum hast du deine Schwester gehorht?“ – anstelle von: „Warum haßt du deine Schwester?“ (S. 69). (c) Abstufende Behauptungen sind besser als „Alles-oder-nichts“-Feststellungen: „Wir konnten uns dreimal nicht treffen, weil Sie nicht zu Hause waren“ – anstelle von: „Sie sind nie zu Hause, wenn ich komme.“ (ebd.). (d) Anstatt Ratschläge zu geben, sollten Vorstellungen und Ideen miteinander geteilt werden: „Manche Leute finden es hilfreich, wenn sie ...“, oder: „Eine Idee, die andere ganz gut finden, ist ...“ – anstelle von: „Sie sollten ...“ (ebd.). (e) Die Familien werden ermutigt, ihre eigenen Problembeschreibungen vorzunehmen. Problemdefinitionen werden als Konstrukte wahrgenommen; denn Situationen sind unterschiedlich interpretierbar (S. 79).

Es wird des weiteren mit *Selbst-Management-Methoden* gearbeitet. Um diese zu veranschaulichen, wird im folgenden der Umgang mit der „Krisenkarte“ (auch „Krisenthermometer“ genannt) als typische Vorgehensweise vorgestellt. Krisenkarten sollen sowohl Ärger-Wut- als auch Depressions-Selbstmanagement ermöglichen und sind ein Mittel, Eskalationen zu vermeiden, indem die KlientInnen ermutigt werden, zu handeln, bevor ihre Gefühle außer Kontrolle geraten. Die Familienmitglieder werden nach den Momenten gefragt, in denen sie jeweils „ausflippen“ bzw. die Situation eskaliert. Dabei werden zunächst die Ge-

10 GEHRMANN/MÜLLER gehen jedoch meines Erachtens in ihrer ausschließlichen Begeisterung für diese Konzepte von familienorientierter Unterstützung zu weit, wenn sie diese als die endlich „wahre“ Form der Sozialarbeit anpreisen, die „Neue Fachlichkeit“, „Neue Sachlichkeit“, „Neues Denken“ usw. enthalte. Auch andere Formen von Sozialer Arbeit haben inzwischen sowohl eine „diffuse Helferorientierung“ aufgegeben als auch die „schlechte Beamtenmentalität“ einer Profession, die fast nur zu Bürozeiten Dienste anbietet“, wie GEHRMANN/MÜLLER unterstellen (1996 b, S. 220) und dabei offensichtlich die Entwicklung der Sozialen Arbeit und der Jugendhilfe insgesamt nicht wahrgenommen haben.

fühle benannt, dann werden Unterschiede herausgearbeitet in Form von Niveaus der Gefühle von 0 bis 10: 0 könnte der Punkt sein, an dem die Klientin sich wohlfühlt, 10 könnte das Maß für die größte Wut sein, die die Klientin jemals gefühlt hat. Es wird dann erarbeitet, wo die Klientin sich aktuell auf der Skala einordnet, als auch der Punkt bestimmt, wo sie denkt, daß sie die Kontrolle verliert und ausrastet. Danach werden Wahlmöglichkeiten erarbeitet, mit denen die Kette der eskalierenden Gefühle unterbrochen werden kann.

Andere methodische Mittel sind Genogramm-Arbeit mit der Familie (sowohl die Frage nach Schwierigkeiten als auch nach Ressourcen ist hier möglich), Feedback-Prozesse, Kommunikationstraining, Familienkonferenz, Rational-Emotive Therapie. Eine weitere – aus systemischen Therapien bekannte – Form ist die Auferlegung von „Hausaufgaben“ (DE SHAZER 1989). Die Familienmitglieder werden bspw. aufgefordert, täglich ihre Befindlichkeit auf einer Skala einzuschätzen und aufzuschreiben, oder sie sollen zählen, wie oft etwas passiert. „Hausaufgaben helfen den KlientInnen, aktiv am Veränderungsprozeß beteiligt zu sein und den Prozeß gleich von Anfang an mit zu beobachten. ... Wir wollen, daß sie lernen, sich selbst zu verändern“ (KINNEY u.a. 1991, S. 75). Wichtig sind zudem *Case-Management* und die Planung von Nachfolgehilfen. Ähnlich wie in der Sozialpädagogischen Familienhilfe sind in der Krisenintervention also verschiedene Förderungs- und Unterstützungsleistungen für Familien integriert. BeraterInnen in diesem Bereich brauchen eine hohe Kommunikationskompetenz sowie ein gutes Arsenal an Kommunikationsmethoden und an Methoden der Ressourcenerschließung und der Vernetzung im Gemeinwesen.

GEHRMANN/MÜLLER charakterisieren die Vorgehensweisen folgendermaßen: „Familienarbeiter(innen) bringen Struktur zum Beispiel bei drogenabhängigen Eltern ... in den Haushalt und den Tagesrhythmus, indem sie verlorene oder nie vorhandene Kompetenzen an die Kunden vermitteln – wo erforderlich, auch durch direktes Lehren. Sie helfen Hygiene herzustellen (und kaufen u.U. einen Kühlschrank). Sie vermitteln Erziehungs Kompetenzen an die Eltern, vor allem gewaltfreies oder gewaltärmeres Umgehen miteinander. Sie beraten im Alltag, schlichten, klären, versuchen das soziale Netzwerk der Familie (wieder-)herzustellen und renovieren gemeinsam mit den Kunden – falls erforderlich – eine Wohnung, vermitteln rudimentäre Alltagskompetenzen und sprechen“ (GEHRMANN/MÜLLER 1998, S. 77; s. auch dieselben 1994; 1996a und b; 1997).

Diese Betonung alltagspraktischer Ansätze findet sich in den Ansätzen des „FAM – Familienaktivierungsmanagement“ nicht, während GEHRMANN/MÜLLER (1996b, S. 219) wiederum im Gegensatz zu den niederländischen Modellen auf einer Abgrenzung zu therapeutischen Ansätzen bestehen: „Die sozialen Hilfen und Dienstleistungen, die die Familienarbeiter(innen) erbringen, sind integrierte – im echten Sinne ganzheitliche – und dadurch genuin sozialarbeiterische und eben nicht therapeutische Hilfen (wir legen großen Wert auf eine klare Abgrenzung).“ Für mich stellt sich hier die Frage – für die Familienaktivierungsprogramme ebenso wie für eine qualifizierte Sozialpädagogische Familienhilfe –, ob auf dem Hintergrund von Empowerment und Ressourcenorientierung und der Mehrdimensionalität der familiären Unterversorgungslagen eine klare Abgrenzung zwischen therapeutischen und sozialarbeiterischen Tätigkeiten und Methoden sinnvoll ist. In beiden Formen des Umgangs mit KlientInnen geht es darum, erstarrte Situationen aufzuweichen, so daß sich neue Möglichkeiten eröffnen und eine andere Zukunft – zumindest probeweise – durchgespielt werden kann. Die *Integration von Beziehungsgestaltung, problemlösendem Tun*

und Vermittlung zu Ressourcen (PFEIFFER/SCHAUPP 1995, S. 145) sehe ich in besonderer Weise als Kennzeichen dieser Kriseninterventionsprogramme (als auch von Sozialpädagogischer Familienhilfe) und ihres methodischen Handelns. Allzu klare Abgrenzungen – hier Psychologie, da Sozialarbeit – scheinen mir doch in erster Linie solche der berufsständischen Orientierung zu sein.

(4) *Nachbetreuung*: Im Familienaktivierungsmanagement ist folgende Nachbetreuung geplant: Die Familien werden bei Abschluß der Intervention von der FAM-ArbeiterIn gebeten, daß sie sie in regelmäßigen Abständen besuchen dürfe. Geplant sind bspw. Gespräche nach drei Monaten, nach sechs Monaten und nach einem Jahr. Dabei werden die Familien noch einmal gefragt, wo sie stehen, ob die FAM-ArbeiterIn sie akut unterstützen kann und in welche Richtung sie sich weiterentwickeln wollen. Dieses dient sowohl der eigenen Evaluation als auch der Nachbetreuung. Es gibt die Möglichkeit, nach Abschluß von FAM in einer weiteren aktuellen Krise in der Familie sehr kurz zu intervenieren; die Erfahrung zeigt, daß Krisen dann sehr schnell überwunden werden können.

5. Rahmenbedingungen

Das „Homebuilders Model“ legt großen Wert auf die Rahmenbedingungen der Arbeit: Den BeraterInnen wird ein ausgeklügeltes fachliches Unterstützungssystem zur Verfügung gestellt, da die Intensität der emotionalen Qualität und die hohe zeitliche Beanspruchung durch den Kriseneinsatz Gefahren in sich bergen, die aufgefangen werden müssen. Aber auch Partizipation an den Entscheidungen der Organisation wird für wichtig gehalten; es wird auf funktionierendes Teamwork geachtet, darauf, daß die BeraterInnen sich innerhalb ihrer Organisation wohlfühlen. Auch sollen die anderen Teammitglieder jeweils informiert sein über die betreuten Familien, damit sie notfalls schnell Rückhalt oder Begleitung geben können. BeraterInnen können Einzelsitzungen mit SupervisorInnen oder Teammitgliedern durchführen, sie sind in Notfällen sogar dazu verpflichtet. Wenn BeraterInnen entmutigt sind, setzt eine spezielle Beratung durch die SupervisorIn ein, um ein *Burn-out* zu vermeiden. – Auch das „Families First Program“ und das Familienaktivierungsmanagement gehen davon aus, daß die MitarbeiterInnen eine intensive Rückendeckung durch ein professionelles Netz brauchen. Sie erhalten einmal in der Woche gemeinsam mit KollegInnen eine vierstündige Supervision/Praxisberatung, die in strukturierter Art und Weise von den SupervisorInnen vorbereitet werden muß, so daß eine effektive Fallarbeit möglich ist. Die FAM-BeraterIn ist für die MitarbeiterInnen jederzeit für eine kollegiale Beratung erreichbar, d.h. sie besucht evtl. gemeinsam mit der zuständigen FamilienbetreuerIn die Familie, wenn diese es als notwendig ansieht. Das Programm enthält daneben konsequente Formen der Selbstevaluation der Arbeit z.B. in Form von strukturierten Tagesauswertungsbögen. Wie schon erwähnt, werden die Familien, wenn sie dazu bereit sind, nach Abschluß der Hilfe in regelmäßigen Abständen besucht; auch dadurch wird die Arbeit evaluiert. – Diese Formen der Evaluation werden in der Bundesrepublik ergänzt durch die Eingebundenheit der Hilfe in den Hilfeplanprozeß, der, wenn er gut verläuft, auch eine Bewertung und Einschätzung der Hilfe aufgrund verschiedener Sichtweisen ermöglicht. Finanziert wird FAM in einer Form von

Fachleistungsstunden. Der Bereitschaftsdienst wird mit Geld abgegolten bzw. mit Überstunden ausgeglichen, was aber erhebliche arbeitsrechtliche Fragen aufwirft: „Wie sollen FF-Mitarbeiter bezahlt werden? Wie werden die Bereitschaftsdienste vergütet? Sind die genannten fachlich-konzeptionellen Anforderungen an FF-Mitarbeiter überhaupt mit dem bundesdeutschen Arbeitsrecht vereinbar?“ (LINDEMANN/FUNK 1997, S. 419).

6. Bisherige Auswertungen der Programme

„Homebuilders Model“: KINNEY u.a. geben eine ausführliche Übersicht über verschiedene Studien, die eine Evaluation des Programms durchgeführt haben (1991, S. 185ff.). Die Vermeidung einer langfristigen Fremdplazierung in staatlicher Regie durch den Einsatz des „Homebuilders Model“ wird als das Hauptkriterium einer Bewertung der Hilfe angesehen. Bei ca. 73% – 91% der Familien wird dieses in den verschiedenen Studien zwölf Monate nach Beendigung der Hilfe als erreicht angegeben. Die Unterschiede sind abhängig u.a. von der Erfahrung eines Dienstes und von der geographischen Lage (Familien in der Stadt haben es meist schwerer). Die Vermeidung von Fremdplazierung wird umgerechnet in die Ersparnis von Heimkosten; in dieser Hinsicht sind die Programme lohnende „Sparmaßnahmen“. Eine mündliche Befragung von 367 Familien nach Abschluß der Hilfe (telefonisch oder durch einen Besuch) ergab 1988 die folgenden Ergebnisse: 92% beurteilten die Hilfe als positiv, sehr zufrieden waren 86%. Aber die Situation für die Familie nach der Hilfe wurde nur von 51% als „viel besser“ angegeben, und 32% sagten, sie sei „ein bißchen besser“. Auch die Frage: „Hat der Therapeut Sie je angetrieben, oder haben Sie sich durch den Therapeuten unter Druck gesetzt gefühlt?“, wurde nur von 57% mit „nein“ beantwortet, 40% gaben darauf keine Antwort (KINNEY u.a. 1991, S. 208f.).

„Families First“ in den Niederlanden: Im Auftrag der zentralen Behörde der Jugendhilfe wurden die „Families First“-Projekte in den Niederlanden wissenschaftlich begleitet (SCHNURR 1996). Bei Abschluß des Programms bezog sich die Erhebung auf 320 Kinder in 234 Familien, ca. 50% davon waren Einelternfamilien. Bei der Nachuntersuchung nach drei Monaten konnten nur noch 206 und nach sechs Monaten noch 135 Kinder erfaßt werden, was die Aussagekraft der folgenden Ergebnisse einschränkt: Etwas mehr als 10% der Familien brachen die Behandlung vor Ablauf einer Woche ab. 80% der Kinder waren ein halbes Jahr nach der FAM-Maßnahme nicht fremduntergebracht, sondern lebten bei den Eltern/bei einem Elternteil, selbständig, bei Verwandten, Freunden oder Bekannten. Unmittelbar am Ende des „Families First“-Programms waren 7% der Kinder, ein halbes Jahr später 19% der Kinder fremduntergebracht. Mindestens 80% der Familien erhielten nach Abschluß der Krisenintervention – sowohl direkt nach dem Ende des „Families First“-Programms als auch nach drei und nach sechs Monaten – eine ambulante und/oder teilstationäre Nachfolgehilfe. SCHNURR (1996, S. 216) zieht den folgenden Schluß: „Voraussetzung für den dauerhaften Erfolg der Methode ist ihre Einbettung in ein differenziertes Beratungs- und Hilfesystem.“

FAM – Familienaktivierungsmanagement der Stiftung Hospital St. Wendel: Erste Auswertungen des seit 1996 im Saarland arbeitenden Projekts der Stiftung

Hospital St. Wendel ergaben, daß in 20 von 24 Familien, die über sechs Wochen mit FAM begleitet wurden, eine Herausnahme der Kinder/Jugendlichen vermieden werden konnte (RÖMISCH 1997, S. 8). „In zwei Drittel der Fälle wurde eine Sozialpädagogische Familienhilfe nachfolgend installiert. In einem Drittel der Fälle sahen sich die Familien in Übereinstimmung mit den jeweiligen Jugendämtern in der Lage, mit Beratung durch das Jugendamt oder Erziehungsberatungsstellen alleine klar zu kommen. Die Familien, mit denen bisher gearbeitet wurde, wurden von den Jugendämtern zugewiesen, nachdem geklärt war, daß eine stationäre Maßnahme notwendig ist. Durch den FAM-Einsatz seit Ostern '96 konnten bis zum 31. August 1997 23 Kinder und Jugendliche in ihren Familien bleiben. ... In der Zeit vom 15. Juli 1996 bis 31. Mai 1997 konnten durch den Einsatz von FAM-Clearing und sechs Wochen FAM somit mehr als 1000 Belegtage eingespart werden. Sollten alle Familien bis 31. Dezember diesen Jahres stabil bleiben, werden ca. 2700 Belegtage eingespart worden sein“ (RÖMISCH 1997, S. 9). Auch hier wird – für eine längerfristige Stabilisierung der Familien – eine Einbettung in ein ausdifferenziertes Jugendhilfesystem mit verschiedenen ambulanten und teilstationären Hilfen als notwendig erachtet.

7. Fazit

Alle Programme verstehen sich als Kriseninterventionen in Fällen, in denen eine Fremdplatzierung eines Kindes akut notwendig erscheint. Diese Art von schnell einsetzender, ambulanter Unterstützung von Familien in Krisen fehlte bisher in Deutschland. Die Ansätze bieten sowohl kurzfristige Krisenintervention als auch intensive Klärung, um mit Eltern und Kindern/Jugendlichen Motivation dafür zu schaffen, Hilfe in Anspruch zu nehmen und gemeinsam weitere geeignete Hilfeformen herauszufinden und zu planen. Erstaunlich ist, mit welcher hohen Erwartungen diese Konzepte verknüpft sind bzw. angeboten werden: „Families First verspricht Superlative: Erfolg, Kostenersparnis, Hilfe für ‚ausichtslose Fälle‘ und professionelles Handeln“ (LINDEMANN/FUNK 1997, S. 414). An manchen Orten wird deshalb diese Hilfe – zumindest im Diskurs – als *die* künftige Hilfe gehandelt, die langfristiger und kostspieliger Hilfen, vor allem Sozialpädagogische Familienhilfe, ersetzen wird, was Begeisterung auslöst auf seiten der für Kosten zuständigen öffentlichen Jugendhilfeträger und Ängste auf seiten der FamilienhelferInnen. In bezug auf diese Euphorie, die von den Anbietern teils auch geschürt wird, ist es notwendig, sehr genau über Möglichkeiten, aber auch Grenzen der Angebote nachzudenken. Der Erfolg der Programme beschränkt sich z.B. auf die Erfüllung des Kriteriums „Vermeidung von Fremdplatzierung“, was in ca. 80% der Fälle erreicht wird. Dazu ist kritisch anzumerken, daß es manchmal problematisch ist, Erfolg im vorhinein so festzulegen, da ein Beratungsprozeß prinzipiell offen sein muß für die eigene Problemlösung der Hilfesuchenden, die sich in einem Klärungsprozeß auch gegen ein Verbleiben des Kindes in der Familie entscheiden könnten, was keineswegs ein Mißlingen des Hilfeprozesses bedeuten muß (LINDEMANN/FUNK 1997, S. 416). Zudem scheint es für die längerfristige Aufrechterhaltung des Erfolges und die weitere Stabilisierung der Familien offenbar notwendig, Nachfolgehilfen einzurichten: Beim „FAM – Familienaktivierungsmanagement“ war es in zwei Drittel der Fäl-

le eine SPFH; auch in den niederländischen Programmen erhielten 80% der Familien eine ambulante oder teilstationäre Anschlußhilfe. Insofern sind diese Ansätze zwar eine fruchtbare Ergänzung des bisherigen Beratungs- und Unterstützungsangebots, ersetzen aber keinesfalls ein ausdifferenziertes Jugendhilfesystem mit verschiedenen ambulanten und teilstationären Hilfen. „Family First kann nicht langjährige, manchmal schon in der Ursprungsfamilie der Eltern praktizierte Verhaltensweisen innerhalb von 4–6 Wochen verändern, sondern nur Anregungen geben für den richtigen Weg mit einer von der Familie mitbestimmten und mitgetragenen Zielsetzung“ (ROTHE 1996, S. 228).

Auch das Kostenersparnisargument relativiert sich an dieser Stelle, da eigentlich die Nachfolgehilfen miteinbezogen werden müssen, wenn die Ersparnis gegenüber Heimkosten veranschlagt wird¹¹. LINDEMANN/FUNK bezweifeln zudem die Seriosität der angegebenen Berechnung von Einsparungen durch „FAM – Familienaktivierungsmanagement“ (1997, S. 417) und sprechen davon, daß es nicht nur um Geldersparnis, sondern auch um Geldverdienen geht. Durch die Lizenzierung des gesamten Programmpakets sollen einerseits fachliche Standards gewahrt werden; andererseits allerdings „bietet sich bei bundesweiter Durchsetzung des Programms dem sich durchsetzenden Ausbildungsanbieter ein fast unbegrenzter Markt mit horrenden Amortisierungs- und Verdienstmöglichkeiten. Schließlich wendet sich z.B. das Ausbildungsprogramm FAM modellgetreu grundsätzlich an Fünfer-Teams“ (ebd.). Durch dieses Interesse an der Vermarktung des Angebots gibt es wenig fachlich-inhaltliche Auseinandersetzungen über die verschiedenen Akzentuierungen, warum z.B. ein Anbieter das Programm auf sechs, der andere auf vier Wochen anlegt. „Der Diskurs wird vollständig mit Blick auf die Zielgruppe Kostenträger geführt“ (ebd.). Die diversen Schwierigkeiten einer praktischen Umsetzung und der Übertragung auf deutsche Verhältnisse werden kaum thematisiert. Diese werden von LINDEMANN/FUNK aus ihrer Erfahrung in einem FAM-Dienst in Rheinland-Pfalz u.a. so beschrieben: Im ländlichen Raum sind die FAM-ArbeiterInnen auch am Handy nicht ständig erreichbar (Funklöcher); arbeitsrechtliche Fragen sind ungeklärt; der Einsatz von FAM innerhalb von 24 Stunden ist aus organisatorischen Gründen in manchen Jugendämtern nicht möglich; im ländlichen Bereich entstehen sehr hohe Kosten durch die notwendigen Fahrten, die über den Pflegesatz nicht abgedeckt sind. Im ländlichen Raum fehlen zudem gerade die notwendigen familienunterstützenden Anschlußmaßnahmen.

Abgesehen von der praktischen Umsetzung, sollen im folgenden auch inhaltlich einige kritische Punkte angesprochen werden. Die Ausstrahlung von Optimismus in diesen lösungsorientierten Ansätzen wirkt einerseits wie der Gegenpol zu den eher skeptischen und eher depressiven Tönen älterer Ansätze Sozialer Arbeit, hinter denen jedoch andererseits oft auch Ansprüche an soziale Gerechtigkeit und auch an die Ergebnisse der Arbeit steckten. KINNEY u.a. dagegen sprechen zwar von „empowern“, aber in ihrem Modell fehlt der Einbezug eines gesellschaftlichen Kontextes; die Ansätze der Hilfen für Familien in Kri-

11 Allerdings verzeichnen Kommunen, die konsequent einen qualifizierten Ausbau des gesamten ambulanten Hilfesystems als auch einen systemisch-qualifizierten Ausbau des Allgemeinen Sozialdienstes betrieben haben, deutliche Reduzierungen in den Heimunterbringungen, wie z.B. Ortenaukreis oder auch Karlsruhe (HELMING/SCHATTNER/BLÜML 1997, S. 8).

sensituationen bleiben auf die Einzelfallararbeit begrenzt¹² (abgesehen von dem Anspruch der Vernetzung der einzelnen Familien, der zumindest in den deutschen und niederländischen Konzepten formuliert wird). Eine Gefahr allzu voluntaristischer Denkweisen ist es, die Notwendigkeit der Ressourcen der sozialen Infrastruktur zu gering zu schätzen. Der Satz „Du kannst, wenn du nur willst“ wird zynisch, wenn die Voraussetzungen dafür äußerst eingeschränkt sind. Es gilt, bei dieser Art von Programmen den Kontext des Einsatzes zu bedenken. Wenn z.B., wie im konservativ regierten Michigan, einerseits in erheblichem Maße soziale Dienstleistungen insgesamt gekürzt werden, dafür die Familien nur mit solchen kurzfristigen und kostengünstigen Programmen unterstützt werden, dann besteht die Gefahr einer „Familialisierung“ sozialer Probleme; dann wird die Verantwortung für soziale Defizite und mangelnde Unterstützungsstrukturen für Familien/Kinder/Jugendliche in der Kommune, die die Familien nicht selber produziert haben, auf deren Schultern gelegt, und die Unterstützung wird zum Crashkurs in „Armut-Überlebens-Training“. Die Dienste haben in ihrer Konzentration auf die Einzelfallararbeit mit Familien einen *klar umgrenzten* Platz in der Szene der familienorientierten Hilfen. In den Konzepten fehlen Arbeitsansätze wie z.B. soziale Gruppenarbeit für Familien, um deren Isolation zu verringern und ihre Vernetzung zu verbessern, es fehlen gemeinwesenorientierte Aspekte, Lobbyarbeit für arme Familien im Gemeinwesen (s. dazu HELMING/SCHATTNER/BLÜML 1997). Die Kriseninterventions-Dienste sind keine Allheilmittel und ersetzen auch keineswegs – wie manchmal von der Praxis befürchtet wird – eine qualifizierte SPFH, in der diese methodischen Vorgehensweisen durchaus ihren Platz gefunden haben. Allerdings könnten Ansätze der Krisenintervention zu einem Anstoß werden, auch in anderen Hilfen zur Erziehung konzeptionell mehr über *Dauer, Effizienz und Evaluation* nachzudenken: Wie kann z.B. Sozialpädagogische Familienhilfe – trotz ihrer Mehrdimensionalität und der Notwendigkeit, auf die vielfältigen und diffusen, wenig eingrenzbaaren Schwierigkeiten der Familien einzugehen, in ihrem Einsatz besser strukturiert werden durch konsequente Selbstevaluation, Einsatz von Selbsthilfeplänen, Ausbau von Kontraktmanagement (vgl. ROTHE 1996)? Zudem könnten sie die SozialpädagogInnen/-arbeiterInnen auch in anderen Bereichen der Jugendhilfe/Sozialen Arbeit dazu anregen, die eigene Haltung gegenüber der Klientel zu verändern entsprechend bspw. den „Glaubenssätzen“ in diesen Konzepten: Der Glaube an Veränderungsmöglichkeiten macht kreativ und läßt Lösungen eher vorstellbar und letztlich auch realisierbar werden.

Literatur

- BERG, I. K.: Familien-Zusammenhalt(en). Dortmund 1992.
 BERG, I. K./SHAZER, S. DE: Wie man Zahlen zum Sprechen bringt. In: Familiendynamik 18 (1993), S. 146–162.
 BLÜML, H./HELMING, E./SCHATTNER, H.: Sozialpädagogische Familienhilfe in Bayern. Abschlußbericht. München (Deutsches Jugendinstitut) 1994.

¹² Verwunderlich finde ich z.B., daß sich an keiner einzigen Stelle in ihrem Buch ein Hinweis auf die Armutslage von schwarzen Familien als Folge des Rassismus findet oder auf den Umgang damit in der Arbeit der „Homebuilder“.

- EVANGELISCHE JUGENDHILFE (INNERE MISSION): Familienaktivierungsmanagement. Konzeption. Ev. Jugendhilfe, Blumenburgstr. 71, 80636 München, 1997.
- FEDELER, T./WÜRFEL, M.: Familienaktivierung: Stärken stärken – Schwächen schwächen. In: *Unsere Jugend* 49 (1997), S. 382–385.
- FRASER, N.: Clintons Umbau des Sozialsystems. Über die Herausbildung neoliberaler politischer Vorstellungen. In: *Das Argument* 35 (1993), S. 875–890.
- GEHRMANN, G./MÜLLER, K. D.: Sozialarbeit, nicht Therapie! Krisenintervention zur Vermeidung der Fremdplazierung „gefährdeter Kinder“. In: *Sozialmagazin* 19 (1994), Heft 5, S. 38–45.
- GEHRMANN, G./MÜLLER, K. D.: Effektiver Schutz für Kinder und Familien. Das „Familien-Aktivierungs-Programm“ geht neue Wege zur Professionalisierung sozialer Arbeit. In: *Blätter der Wohlfahrtspflege* 143 (1996), S. 73–78 (a).
- GEHRMANN, G./MÜLLER, K. D.: Familie im Mittelpunkt. Aktivieren statt kompensieren – zur Philosophie und Praxis familienorientierter Angebote. In: *Forum Erziehungshilfen* 2 (1996), S. 217–221 (b).
- GEHRMANN, G./MÜLLER, K. D.: Familie im Mittelpunkt. Regensburg/Berlin 1997.
- GEHRMANN, G./MÜLLER, K. D.: Familie im Mittelpunkt – Auswirkungen auf Praxis und Lehre der Sozialarbeit. In: *MROCHEN u.a.* 1998, S. 75–82.
- HAMBURGER, F./MÜLLER, H./PORR, C.: Untersuchung über aktuelle Probleme der Heimerziehung in Rheinland-Pfalz. Mainz (Institut für Sozialpädagogische Forschung Mainz e.V.) 1994.
- HELMING, E./SCHATTNER, H./BLÜML, H.: Handbuch Sozialpädagogische Familienhilfe. Hrsg. v. Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend. Bonn 1997.
- KINNEY, J./HAAPALA, D./BOOTH, C.: *Keeping Families Together. The Homebuilders Model.* New York 1991.
- KLEIN, E./RÖMISCH, K.: Familienaktivierungsmanagement FAM. Erste praktische Erfahrungen der Umsetzung in Deutschland durch die Stiftung Hospital St. Wendel. In: *Unsere Jugend* 49 (1997), S. 148–155.
- KLUGE, C.: Beratung, Hilfe zur Erziehung und Unterstützung für Familien in Schwierigkeiten im Kinder- und Familienzentrum. In: *Forum Erziehungshilfen* 2 (1996), S. 222–225.
- KNIFF, J.: „Families First“ – Hilfen für Familien in Krisen. Ein Bericht aus Holland. In: *Forum Erziehungshilfen* 2 (1996), S. 212–214.
- LINDEMANN, K.-H./FUNK, G.: „Families First“ (FF) als neue Methode der Sozialarbeit – eine kritische Replik. In: *Unsere Jugend* 49 (1997), S. 413–425.
- MROCHEN, S./BERCHTOLD, E./HESSE, A. (Hrsg.): Standortbestimmung sozialpädagogischer und sozialarbeiterischer Methoden. Referate einer Arbeitstagung in Siegen, 17.–20.4.1996. Weinheim 1998.
- RAPPORT, J.: Ein Pädoyer für die Widersprüchlichkeit: Ein sozialpolitisches Konzept des „empowerment“ anstelle präventiver Ansätze. In: *Verhaltenstherapie und psychosoziale Praxis* (1985), S. 257–278.
- RÖMISCH, K.: FAM – Familienaktivierungsmanagement. Referat beim Kongreß „Sozialpädagogische Familienhilfe in der Bundesrepublik Deutschland – Bestand und Perspektiven“, 20./21.10.1997, Berlin. DJI-Arbeitspapier Nr. 5–134, 1997.
- ROTHE, M.: Das Neue an den „Families First“-Ansätzen. Kritisches und Selbstkritisches aus dem Blickwinkel der Sozialpädagogischen Familienhilfe. In: *Forum Erziehungshilfen* 2 (1996), S. 225–228.
- RUESCH, J./BATESON, G.: *Kommunikation. Die soziale Matrix der Psychiatrie.* Heidelberg 1995.
- SACHSSE, C.: *Mütterlichkeit als Beruf. Sozialarbeit, Sozialreform und Frauenbewegung 1871–1929.* Opladen 1994.
- SCHNURR, J.: Was ist dran an „Families First“? Bericht von einem Projektbesuch bei Stichting Jeugdzorg in Nijmegen/NL. In: *Forum Erziehungshilfen* 2 (1996), S. 214–216.
- SHAZER, S. de: *Der Dreh. Überraschende Wendungen und Lösungen in der Kurzzeittherapie.* Heidelberg 1989.
- WIESNER, R./KAUFMANN, F./MÖRSBERGER, T./OBERLOSKAMP, H./STRUCK, J.: *SGB VIII – Kinder und Jugendhilfe.* München 1995.

Anschrift der Verfasserin:

Dipl.-Soz. Elisabeth Helming, Deutsches Jugendinstitut, Abt. V, Postfach 900 352, 81503 München.